

Stationäre Jugendhilfe aus zwei Perspektiven der gleichen Biografie

Nina Seipp-Koch im Gespräch mit Zubahir Shinwari, Limburg

Zubahir Shinwari, 26 Jahre alt, arbeitet seit drei Jahren in der stationären Jugendhilfe von Hephata Hessisches Diakoniezentrum in Limburg. 2012 ist er im Alter von 16 Jahren allein aus Afghanistan nach Deutschland gekommen und lebte zwei Jahre in einer Wohngruppe von Hephata. Im Gespräch mit mir, als nun Personalverantwortliche, schildert er seine Erfahrungen sowohl aus der Perspektive des Jugendlichen damals als auch aus heutiger Sicht in seiner Rolle als pädagogischer Mitarbeiter.

Was war dein erster Eindruck, als du in die Wohngruppe kamst?

Ich hatte das Gefühl, ein neues Zuhause zu bekommen. Es war eine Multikulti- und schöne Atmosphäre in der Gruppe und Menschen aus anderen Kulturen kennenzulernen. Ich lebte mit weiteren Jugendlichen aus Äthiopien, Pakistan, Indien und Eritrea zusammen. Ich habe mit dem Ankommen realisiert, allein zu sein – also ohne Familie.

Welche Aspekte haben dazu beigetragen, dass du dich wohlfühlt hast?

Die Betreuer haben sich um mich gekümmert und mir das Gefühl von Sicherheit gegeben. Ich hatte schlimmes Heimweh und sie haben viel Zeit mit mir verbracht. Dies hat mir geholfen und das Gefühl der Geborgenheit vermittelt. Ebenso konnte ich Freunde in der Gruppe finden,

die wie Familienmitglieder waren – mit vielen habe ich heute noch Kontakt.

Mir wurde es ermöglicht, zeitnah einen Deutschkurs zu besuchen, was mich sehr motiviert hat, und so konnte ich an meinen Zielen arbeiten. Besonders schön fand ich, dass einige Betreuer uns bei Dienstbeginn persönlich begrüßten, zum Beispiel durch Handschlag oder Auf-die-Schulter-klopfen, und sich auch verabschiedet haben. Das gab uns das Gefühl des Ernstgenommen-Werdens und wertvoll zu sein. Diese kleinen Taten hatten sehr große beziehungsweise positive Auswirkungen auf uns.

Was fandst du schwierig oder kritisch?

Die vielen Jugendlichen in der Gruppe haben mich manchmal überfordert, also mit verschiedenen Kulturen, die ich vorher nie kannte, angemessen umzugehen, und dass mir meine Eltern und Geschwister gefehlt haben. Manchmal haben die Betreuer mich nicht verstanden. Zum Beispiel habe ich 16 Jahre in einem anderen Land und in einer anderen Kultur gelebt und manche Betreuer wollten von mir zu schnell verlangen, dass ich die deutsche Kultur verstehe und diese lebe.

Ab wann hast du darüber nachgedacht, eine pädagogische Ausbildung zu machen?

Am Ende meiner Schulzeit habe ich mich mit P. (Erzieher) viel ausgetauscht und so kam ich auf

die Idee – er war diesbezüglich ein Vorbild für mich.

Dann hatte ich den Wunsch, Kindern und Jugendlichen zu helfen, ihnen meine Erfahrungen weiterzugeben und sie auf ihrem Weg zu begleiten beziehungsweise sie unterstützen, um sie stark zu machen und für Zukunft vorzubereiten.

Wie war der Weg dorthin?

Zwei Jahre Sozialassistentin, zwei Jahre Schule, viele kurzfristige Praktika in verschiedenen Kindergärten, ein heilpädagogisches Praktikum und ein weiteres in der Wohngruppe in Selters (Wohngruppe der Hephata Diakonie).

Die dortige Gruppenleiterin war meine ehemalige Bezugsbetreuerin, sie hat mir angeboten, das Anerkennungsjahr bei Hephata zu machen. Die gesamte Ausbildung war sehr schwierig für mich wegen der Sprache. Ich erlebte viele Tiefs und Hochs und wurde während der Ausbildung genauso bewertet wie inländische Schüler.

Mit 18 Jahren bin ich in eine eigene Wohnung nach Weilburg gezogen und wurde von G. nachbetreut. Sie hat mich in der Ausbildung und beim Selbstständig-Werden sehr unterstützt.

Was hat dich dazu bewogen, in der Einrichtung zu arbeiten, in der du gelebt hast?

Die vielen unbegleiteten minderjährigen Ausländer/-innen (UmAs) in den Wohngruppen von Hephata. Mein Ziel war es, Jugendliche zu unterstützen. Ich habe mein Sechs-Wochen-Praktikum bei K. in der Gruppe gemacht. Zunächst war es ein komisches Gefühl für mich. K. war meine Bezugserzieherin und dann meine Chefin. Aber sie hat mich sehr gesichert, als Kollege aufgenommen und mir geraten, mich für das Anerkennungsjahr bei Hephata zu bewerben. Mich hat dies sehr stolz gemacht, den Weg erfolgreich gegangen zu sein, und ich habe gedacht: »Wow! Vor sechs Jahren waren einige meine Betreuer und jetzt bin ich ein Kollege.« Und irgendwie ist Hephata für mich wie eine Familie: Ich kam als

Jugendlicher an und wurde unterstützt und fing als Erzieher an und kann diese Erfahrungen beziehungsweise Unterstützung weitergeben und ich dachte, wenn ich dort anfangen zu arbeiten, fühle ich mich gut aufgehoben.

Was machst du heute in deiner Rolle anders?

Ich nehme mir viel Zeit für die Kinder und möchte ihnen die Aufmerksamkeit und Geborgenheit geben, die sie benötigen. Ich habe dies auch gebraucht, aber manchmal hatten die Erzieher nicht genügend Zeit. Ich möchte ihnen ein gutes Vorbild sein und sie in auf ihrem Weg angemessen begleiten und gut unterstützen.

Was hast du übernommen?

Eindeutig die Begrüßung und Verabschiedung von jedem Kind und jedem Jugendlichen bei Dienstbeginn und bei Dienstende, so fühlen sie sich wertvoll und ernst genommen.

Meine Taten sollen mit meinem Reden übereinstimmen – also stets authentisch sein. Ich nehme die Wünsche und Sorgen der Kinder und Jugendlichen ernst. Zum Beispiel, wenn ich am Computer arbeite und ein Kind möchte etwas, unterbreche ich meine Arbeit sofort.

Meiner Meinung nach lernen Kinder eher, wenn sie Taten sehen und weniger von (oft leeren) Versprechungen.

Die Wünsche der Kinder und Jugendlichen ernst nehmen, auch wenn sie teilweise absurd wirken, da sie auch wie Erwachsene das Bedürfnis haben, ernst genommen zu werden.

Welche Vorteile siehst du darin, die Perspektive des Jugendlichen in einer Wohngruppe erfahren zu haben?

Ich glaube, die Kinder und Jugendlichen besser verstehen zu können, mich in sie hineinzuversetzen, wie es ihnen in einer Wohngruppe geht, da ich es selbst erfahren habe. Zum Beispiel, wenn sie laut werden oder unangenehmes Verhalten zeigen, liegt es meines Erachtens daran,

dass die Kinder das Signal geben, dass sie innerlich traurig sind – sie ihre Eltern und Geschwister vermissen. Dann benötigen sie Zeit, Aufmerksamkeit und Zuwendung. Ich habe hier viel Verständnis und kann ihre Situation nachvollziehen.

Gibt es Hindernisse oder Nachteile?

Manchmal macht es mich sehr traurig, wenn ich die Gefühle der Kinder so intensiv spüre.

Hier fehlt mir zuweilen etwas Distanz.

Da ich aber den Kindern etwas Gutes geben kann, lindert dies wieder die Nachteile.

Welche beruflichen Perspektiven hast du?

Ich möchte gern weiterhin mit Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe arbeiten. Gerne mit jüngeren. Aber natürlich auch mich und mein Wissen stets weiterbilden und weiterentwickeln, da der Mensch nie auslernt. Es bleibt mein Ziel, gemeinsam mit ihnen einiges erreichen zu können.

Resümee

Die Schilderungen von Zubahir Shinwari haben mich sehr berührt. Zum einen, weil es in der Wohngruppe, in der er als Jugendlicher lebte, gelungen ist, ihm ein Gefühl von Heimat und Sicherheit zu vermitteln. Zum anderen, weil er es mit Unterstützung der Mitarbeiter geschafft hat, seinen Weg zu finden und auch zu gehen.

Die Entscheidung, einen »ehemaligen« Jugendlichen nach der Ausbildung als Mitarbeiter einzustellen, trifft nicht bei jedem auf Zuspruch. Im Fall von Zubahir S. kann ich nur sagen, dass es eine gute Entscheidung war, die ich immer wieder so treffen würde.

Nina Seipp-Koch
Regionalleitung Jugendhilfe Süd
Hephata Hessisches Diakoniezentrum e. V.
Geschäftsbereich Jugendhilfe Regionalbüro Süd
Cahenslystr. 6
65549 Limburg
christina.seipp-koch@hephata.com



